



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ferdinand und Therese Huber. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ferdinand und Therese Huber.

2.

Die Hingebung an Therese war ein Verrath an Dora; mit dem ganzen Zorn eines schwerverletzten edlen Gemüths wandte sich Körner von Huber ab. „Die Entwicklung der Huberschen Angelegenheit, schreibt Schiller an Körner 21. Sept. 1792, ist mir recht tröstlich. Der unangenehme Eindruck wird sich verlieren und Dora wird sich zuletzt ihrer Freiheit erfreuen. Eine vorübergehende, oder noch lieber eine bleibende Herzensangelegenheit (Schiller hatte schon April 1790 dazu gerathen) sollte jetzt dazwischentreten, oder wenn das nicht angeht, sollte Dora wieder eine Herzogin von Kurland finden und in den Wirbel der Gesellschaft gezogen werden. Huber hat sich benommen, wie zu erwarten war, ohne Charakter, ohne alle Männlichkeit. Ich bin nicht überrascht, und er hat auch bei mir weiter nichts dadurch verloren, denn auf denjenigen Werth, den Grundsätze und Stärke des Geistes geben, mußte man bei ihm Verzicht thun. Er bleibt, was er ist, ein raisonnirender Weichling und ein gutmüthiger Egoist.“ — 28. Febr. 1793. „Die Nachricht von Huber hat mich erschreckt. Er ist auf dem Wege, einen höchst unglücklichen Schritt zu thun. Es ist mit Gewißheit vorauszusehn, daß beide Leute sich im ersten halben Jahr unerträglich sein werden. Und dann noch seinen Abschied zu fordern! Vielleicht hofft er bei einer Universität unterzukommen? Aber er hat ja nichts gelernt. — In Dresden geht er den empfindlichsten Kränkungen entgegen. Zu euch darf er ganz und gar nicht, das wird sich ihm, denk ich, begreiflich machen lassen.“ — 15. März. „H. war zwei Tage hier; ich habe ihn wenig allein sprechen können. Seiner Aeußerung nach ist der Schritt, seine Entlassung betreffend, eine geschehene Sache, die sich nicht ändern läßt und die er für Uebereilung erkennt . . . Ueber seine Verbindung mit der Forster ist sein Entschluß gefaßt . . . Du hast keinen Besuch von ihm zu fürchten; er hat es begriffen, daß er dich nicht sehen kann. Aber nach Dresden muß er, wie er sagt . . . Ueber Dora hat er kein Wort verloren, und ich auch nicht. (Die Auslieferung ihrer Briefe verlangte S. schriftlich) . . . Ich denke, du solltest und könntest ihn jetzt vergessen. Dir selbst hast du darüber, daß du ihn besser beurtheiltest als er verdiente, keine Vorwürfe zu machen. Der Irrthum war sehr verzeihlich, und seine Folgen sollen, wie ich hoffe, nicht so schlimm sein, als deine jetzige leidenschaftliche Stimmung dich fürchten läßt. Dora weiß jetzt genug, um sich zu seinem Verlust Glück zu wünschen. Sie wird ihn vergessen, und du wirst dazu beitragen, ihr dieses zu erleichtern.“ — 22. März. „Von nun an könnt ihr

ihn völlig ignoriren; wäre Rache hier nöthig, so würde ich sagen, daß Therese sie reichlich an ihm ausüben wird.“

Der Verlust dieser Freundschaft mußte Huber tief zu Herzen gehn; Therese sah ihn noch zehn Jahre später desselben „mit sanftem Herzen“ gedenken: ich mußte so handeln, sagte er, ich habe dafür gelitten, habe dadurch verloren, das mußte sein, denn ich hatte ein Unrecht bei der Sache. Ueberhaupt, setzt sie hinzu, dehnte er mehr und mehr den Zusammenhang von Ursache und Wirkung in der moralischen Welt aus, und seine Erkenntniß führte ihn dahin, wo der blinde Glaube oft durch die Schläge des Schicksals schauernd auffährt: zur stillen Ergebung in das Unvermeidliche, zur stillen Freude im Glück. Neue kannte er nie, er sah von jeder Handlung die Folge, als Lohn oder Strafe, mit Ruhe über sich ergehen. — Schillers Prophezeiung erfüllte sich nicht. — Die beiden lebten in Neuchâtel ziemlich weit voneinander getrennt, nur den Abend brachten sie zusammen zu. Es mußte hart gearbeitet werden, um den nöthigen Lebensunterhalt zu erwerben, und wenn Therese zuweilen in einen sehr bitteren Humor verfiel, fand sich Huber „in seine Lage mit der Heiterkeit eines Kindes, das heute voll Begier eine Zuckerdüte leert, und morgen, als erschöpft es allen Genuß dabei, ein Stück trocken Brot speist.“ „Vielleicht hatte sie mehr Entschlossenheit, aber an seiner kindlichen Freudigkeit, an dem, was ihm in ihren Augen immer das Gepräge eines Lieblings der Götter gab, fehlte es ihr ganz.“

Zunächst setzte er ein bereits in Leipzig begonnenes Journal Friedenspräliminarien (in 40 Stücken, bis 1796) fort; der vielfache Verkehr mit Emigranten und Flüchtlingen aller Parteien gab ihm Stoff genug; doch hatte das Journal trotz aller geistreichen Bemerkungen kein großes Publicum. Der Freimüthige sagte später darüber: „Der behutsam wägende, so vieles hinter der Coullisse ganz anders erspähende Welt- und Zeitbeobachter konnte sich über alle Gegenstände nicht so laut und bestimmt erklären, als es der treuherzige Referent thun mag, der seinen Augen und Ohren alles gutmüthig nacherzählt. Daher kam in Hubers Stil hier und da eine gewisse Unbestimmtheit und Dunkelheit, die oft seine besten Freunde in Verlegenheit setzte.“ 1793 vollendete er seine Julianen und begann mit der Reise nach Neuhollland seine novellistischen Versuche. Der Held dieser Erzählung (später im „einsamen Todbett“ fortgesetzt) ist Forster selbst.

Forster war mit der Familie in beständigem Briefwechsel geblieben; er hatte sie nach Kräften — freilich spärlich genug! — unterstützt. Im Anfang des November 1793 wagte er im Jura, eine Meile von der Grenze, eine Zusammenkunft mit den Seinigen. „Von Schnee und Felsen umgeben, in einem elenden Bauernwirthshause verlebten sie dort fünf unvergeßliche Tage. Sie hatten sich gegenseitig eine Welt von Vorgängen zu erzählen, Forster

gab Huber den Schlüssel zu tausend Redensarten, Gesichtspunkten, Wortstellungen, er lehrte ihm gleichsam die Parole der damaligen Zeit.“ „Mancher phantastische Traum beschäftigte die sonderbaren, edel schwärmenden Menschen. Forster hoffte den Frieden in kurzem errungen zu sehn, und dann bei ganz veränderten Verhältnissen seinen Freunden in Paris einen vortheilhaften Aufenthalt zu verschaffen.“ Vorläufig mußte er auf seine eigne Sicherheit denken. Sein Ausflug über die Grenze konnte ihm den Tod bringen. Um sich sicher zu stellen, ließ er sich von Huber ein Memoire Lally Tolendals geben (das dieser von Dr. Bollmann, dem Befreier Lafayette's, erhalten), um es im schlimmsten Fall als Document gegen den eben angeklagten General Luckner, der ohnehin dem Tode nicht entgehen konnte, zu benutzen und seine Reise über die Grenze dadurch zu rechtfertigen. „Ich habe diese Menschen betrachtet, die alle drei mit dem Pflichtgefühl, für anerkanntes Recht selbst das Leben zu opfern, hier durch die Spannung der Umstände vermocht wurden, sich selbst ein Recht zu schaffen. Das ist die schreckliche Folge jeder Lage, wo, aus dem Gleise des bürgerlichen Lebens herausgerissen, eigne Kraft allein führen muß, da die gewöhnlichen Rechtsgrundsätze nicht mehr anwendbar sind. Der Mensch beweist alsdann seine höhere Moralität, der den Augenblick zu unterscheiden weiß, wo er dem Schicksal gleichsam die Zügel aus den Händen nehmen muß, oder wo seine Leidenschaft sich an die Stelle dieser furchtbaren Nothwendigkeit setzen will, der, sobald er sich durch das Dunkel, wo kein anwendbares Gesetz ihm leuchtete, hindurchwand, sich der Eigenmacht freiwillig entäußert.“ — Glücklicherweise wurde das Memoire nicht benutzt, aber es wurde aus Forsters Nachlaß herausgegeben, und setzte Huber in nicht geringe Verlegenheit.

Forster starb den 12. Januar 1794; Huber konnte Therese nun heirathen und sie in die Gesellschaft wieder einführen, die sie bisher sorgfältig vermieden hatte. Jetzt galt es noch ernster, für den Lebensunterhalt zu sorgen. Wie wir aus einem Brief Schillers erfahren, trug sich Huber (wie später Kleist) mit dem Gedanken, die Kantische Philosophie — von der er noch gar nichts wußte! — in Frankreich einzuführen. Auch mit Hamburg stand er eine Zeitlang in Unterhandlung. — Die Behörden von Neuchâtel wurden durch die Nachbarn genöthigt, alle Emigranten auszuweisen; auch Huber wurde bereits 1794 von dieser Maßregel betroffen, obgleich sich angesehene Familien für ihn verwandten. Er zog nach Bôle, einem kleinen Dorf am Abhang des Jura, zwei Stunden von der Stadt, wo er unter den Bauern einen sehr gemüthlichen Umgang fand. Ein paar französische Bibliotheken standen ihm offen, und er ließ es sich, für seine beschränkte Lage, sehr viel kosten, sich einige deutsche Journale zu halten und alle neuen Schriften von Goethe und Schiller zu kaufen. — Mit Frau von Charrière (geb. 1750, † 1806), der

geistvollen Schriftstellerin, die ihre Dichtungen unter dem Namen eines Abbé de la Tour herausgab, stand er als Uebersetzer ihrer Werke in dauerndem Verkehr, ebenso und noch intimer mit Benjamin Constant, der ihn Dec. 1794 bei Frau von Staël einführte. „Erstaunlich viel Leben und Geist, aber wenig Innigkeit, Verstand, Artigkeit, Lustigkeit, tolle Einfälle, das alles scheint außer ihrem innersten Wesen vorzugehn, und doch zu bewirken, daß dieses innere Wesen gar nicht existirt. Constant ist ganz hin, lebt nur um sie, und bei ihr. . . Glückselig fühlt er sich nicht dabei, das merkt man wol, aber daß er hingerissen ist, verzeiht man ihm gern. . . Constant fühlt sich wenig glücklich, und hat keine Hoffnung mehr, je ordentlich glücklich zu sein. Es ist ein liebes sonderbares Wesen! so kindlich zu sein, und doch dabei so wenig Reines genossen und gefühlt zu haben, wiewol er mit Herz und Geist, mit Wehmuth, mit schwer verhaltenen Thränen alles Reine auffaßt und dafür fühlt.“ „Im gesellschaftlichen Ton dieser Menschen ist Böses und Gutes durcheinandergemischt. Böse ist die Oberflächlichkeit, das Springen von einem Gegenstand zum andern, das Reduciren aller Ideen und Gefühle au den seichten Unterhaltungsstoff. Gut ist die Artigkeit und Leichtigkeit, die Toleranz, die Cultur, die Vielseitigkeit. Kurz er ist zehntausendmal besser als die meisten Arten von Gesellschaftston in Deutschland; aber es gehörte ein eignes Geheimniß dazu, daß ein guter Kopf in diesem Element nicht von Grund aus verdorben wurde.“

In diesem Cirkel geistreicher Franzosen lernte Huber auch die Revolution richtiger würdigen; er suchte sich dieselbe in jeder Form klar zu machen, bald durch philosophische Reflexionen, bald durch novellistisch ausgeführte Bilder. Was von den unter seinem Namen erschienenen Novellen (drei Sammlungen, 1801—2; vierte, 1819) ihm und was seiner Frau angehört, ist nicht genau zu entscheiden; das meiste ist offenbar von Therese, nur von zweien („die Reise nach Neuhoiland“ und „Weltfönn und Frömmigkeit“) ist Huber mit Bestimmtheit als Verfasser angegeben. Die erste enthält Forsters wirkliche und mögliche Schicksale; sie führt den Verbannten mit einer Reihe von Deportirten zusammen, interessanten Verbrechern, von denen die eine, Francis, sich als tugendhaftes Weib ausweist. Trotz der Häufung wunderbarer Erfindungen ist das Ganze doch sehr ermüdend. „Weltfönn und Frömmigkeit, eine unausgebildete Handschrift,“ ist zwar auch ziemlich trocken und doctrinär erzählt, und die sittliche Lösung nichts weniger als befriedigend; aber das Problem hat doch etwas Spannendes. Zwei Paare werden einander gegenübergestellt; das eine, aus den höhern Ständen, begeht einen Ehebruch und wird durch die Sünde zur Tugend und selbst zum Glück geführt; das andere, aus dem Volk, opfert sein Glück seinen Gewissensbedenken, und geht in Wahn-

sinn und Glend unter. Die Paradoxie ist wenigstens mit Geist vorgetragen, — Die andern Novellen verrathen durchweg die weibliche Hand; man höre was Clemence, die Heldin der einen („Geschichte einer Reise auf die Freite“) den Männern sagt: „Ihr würdigt die Liebe zum täglichen Brot herab! Ihr werft uns Wankelmuth vor, und er hat seinen Grund nur in eurer Unfähigkeit, fortdauernd zu lieben. Wir behandeln die Liebe lebenslang mit Phantastie, mit Schwung, unaussbleiblich dann mit etwas Caprice und Anspruch. Ihr treibt sie neben jedem andern von den Geschäften, die euch eben vorkommen; ihr fühlt nicht, daß sie wie ein schönes Gewand ist, das man nicht bei gemeinen Beschäftigungen anlegt. Ihr wollt ihr nicht wie einer Fürstin begegnen, vor der man stets zierlich und mit Anstand erscheint. Das Weib, in deren Seele der Trieb zu gefallen eingewurzelt ist, die im Zwang aufwächst und sich bildet, vergißt dieses nicht so leicht; tief empfindet sie eure Unfeinheit. Entschädigt indeß der Mann durch Güte u. s. w., so begnügt sie sich, die schöne Erscheinung einst gekannt zu haben und trauert bloß über ihre unvermeidliche Vergänglichkeit. Thut er aber das nicht, dann geräth sie in Gefahr, durch das Bedürfniß ihres warmen, zurückgesetzten Herzens irre geleitet zu werden; und der erste, der sich mit der Künstlersprache, die sie in der Schule alle zu reden wissen, bei ihr einstellt, kann sie untreu machen, wie man's nennt; unglücklich gewiß, denn nachdem sie erst nach einer neuen Probe einsehn lernt, daß dies alles nur eisernes allgemeines Gesetz des Schicksals ist, verliert sie obendrein ihr Selbstgefühl.“ Auf die Frage: „Und Sie kennen keine Ausnahme?“ antwortet sie schneidend: keine! — Dies ist denn das Thema der meisten Novellen; der Mann (stets edel, brav, der aber seiner Frau nicht hinlänglich die Cour macht) fühlt sich dann immer als Glender und Schuldbewuster, wenn sie ihm „wie man's nennt“, untreu wird (so in „Sophie“, das ganz aus Reminiscenzen aus Theresens eigner Geschichte gewebt ist). — Ein zweites Thema sind die „Contraste der Revolution.“ Ein längerer Roman, die Familie Seldorf, erschien schon 1795—6. Die Heldin desselben, Sarah, die Tochter eines edlen Menschenfeindes, von einem braven, tapfern aber nicht chevaleresken Roger (dem spätern Ralph Brown) geliebt, wird von einem Chef der Chouans, einem Lovelace, verführt; in dämonischer Wildheit theilhaftig sie sich an den Septembemorden, taucht ihr Schnupstuch in das Blut eines Hingerichteten! erlebt die entsetzlichsten Greuel eiskalt; nimmt als Mann Dienste im Militär, wird Capitän! und entdeckt ihr Geschlecht erst, als sie in Gefahr ist, ihren eignen Bruder dem Schaffot zu überliefern. Der treue Roger, an dem sie recht als Kofette gehandelt, pflegt sie bis an ihren Tod, zu ihren Füßen: „Du reines Kindesherz,“ sagt sie einmal sanft zu ihm, „neben mir, der von Geistern Umringten!“ Kindesmörderinnen, ein Vater, der sein Kind erschießt, Wahnsinnige u. s. w. er-

füllen dies Nachtgemälde, das übrigens mit großem Geschick ausgeführt ist*). — Es ist merkwürdig, wie Therese zuweilen G. Sand antecipirt; in „Ergebung ist besser denn Opfer“ haben wir den spätern Jacques, der sich dies Mal vergiftet, um der Liebe seiner Frau zu einem andern nicht im Wege zu sein; in Pauline Dupuis (abgesehen von dem scheußlichen Inhalt eine ihrer besten Erzählungen), fast E. Sue's Basquine, die, als halbes Kind auf eine raffinierte Weise (durch einen Mönch) corrumpt, die Umarmung eines edlen Mannes nicht mehr ertragen kann und daher Gift nimmt. — Lisette (1802!) ist schon eine Figur der neuesten Romantik, eine Cameliendame: ein edler Jüngling liebt eine Courtisane und will sie heirathen; um ihn nicht zu besudeln, tödtet sie sich selbst. Auch diese Erzählung verräth viel Talent. — In andern werden verschiedene weibliche Capricen geschildert: die eine junge Dame verliebt sich in den Kaiser Napoleon, die andre in einen Steckbrief. Ueber den Begriff der Weiblichkeit werden bei der Besprechung von Goethes weiblichen Charakteren manche interessante Bemerkungen gemacht; die Sinnlichkeit (wie Goethe ganz richtig dargestellt) sei der hervorstechende Charakter des Weibes; die gesellschaftliche Weiblichkeit sei die schützende Form der natürlichen; alle Unarten und Koketterien der Weiber entspringen aus dem Gefühl, daß sie heirathen müssen, um dem Spott u. s. w. zu entgehn.

Diese von Huber doch wol gebilligten und unter seinem Namen herausgegebenen Novellen Therens muß man sich in Erinnerung bringen, wenn man die übrigens höchst scharfsinnige Deduction liest, in welcher er den Zusammenhang zwischen der sittlichen und politischen Depravation Frankreichs entwickelt. In der Zeitschrift *Klio* stellt er „Justine“**) als eine von den Thatfachen dar, ohne deren Kenntniß die philosophische Beurtheilung der Revolution unvollständig sei: „Diese Ueberzeugung bewegt uns, bei einem Gegenstand zu verweilen, der, indem er Imagination, Gefühl und Sinnlichkeit auf die grausamste Folter spannt, zugleich die Vernunft betäubt und den stärksten Denker auf einen Augenblick verwirren kann.“ „Das Buch ist lediglich zum Beweis des durchgängigen Sieges bestimmt, welchen des Verfassers System dem Recht des Stärkern in seiner weitesten und gräßlichsten Bedeutung, in dem ganzen Umfang der rasendsten und grausamsten Lüste verheißt.“ „Man denke sich den ganzen Unflath, den die Muse der Bordelle ihren Geweihten

*) Ueberhaupt standen die Franzosen in solchen Erfindungen nicht allein. Huber selbst gibt einmal von einem Buch „Verbrechen aus Liebe“ folgende Inhaltsanzeige: „Eine Ue. de Florville bekommt von ihrem Bruder, unbekannterweise, ein Kind, ersticht ihren Sohn (eben dieses Kind), der sie, unbekannterweise, entehren will, bringt ihre Mutter, unbekannterweise, durch ihr Zeugniß auf das Blutgerüst, heirathet unbekannterweise ihren Vater; wie sie von diesem guter Hoffnung ist, wird sie von all den kleinen Unannehmlichkeiten und Mißverständnissen haarklein unterrichtet und schießt sich eine Kugel vor den Kopf.“

**) Justine ou les malheurs de la vertu erschien zuerst 1791.

zu inspiriren vermochte, in Verbindung mit allen Raffinements der blutdürstigsten Grausamkeit, die jemals in einer Folterkammer erfunden und ausgeübt werden konnten, und man wird ein schwaches Bild von Justine haben.“ „Alle plump schmutzigen Ausdrücke sind sorgfältig vermieden und umschrieben; eine kurze Vorrede, eine Zueignung à ma bonne amie krönt das namenlose Verbrechen, dieses Buch geschrieben zu haben, durch die ironische Aufstellung eines sentimentalistisch-moralischen Zweckes.“ „Und Justine ist in Frankreich verschlungen worden, und hat den entschiedensten, durch viele Auflagen erwiesenen Erfolg gehabt. Diese Umstände zwingen den Gedanken wieder auf, den man sich gern verhehlen wollte, den trostlosen Gedanken, daß der Stoff zu den abscheulichen Ideen und Gemälden dieser Bücher mehr noch in der Nation und im Zeitalter als in der Phantasie ihres Verfassers vorhanden war. Diese Umstände bewähren die schwere Schuld der alten Verfassung, aber indem sie zugleich an der Revolution, welche aus der Auflösung jener Maschine entsprang, verzweifeln machen.“ „Man nehme die äußerste Verderbniß der Sitten, die letzte Entartung der Sinnlichkeit, die, mit höchster Verkehrtheit des Kopfes verbunden, das Kühne, Fürchterliche, Unerhörte in der moralischen und physischen Welt zugleich als willkommenen Reiz empfängt; man nehme eine große politische Revolution, die größtentheils durch die Allgemeinheit jenes Zustandes entstanden, die Bande der Furcht, des Strebens nach Sicherheit, welche die Gesellschaft zusammenhalten, zerreißt, den Eigennuß vereinzelt, aus den conventionellen Schranken, in die er sich selbst gebannt hatte, herauswirft, und wild und grenzenlos herumzuschweifen nöthigt; man nehme die Grausamkeit im Gefolge des Fanatismus mehrerer streitenden Parteien; man nehme in den höhern Ständen die ausschweifende Wuth der im gewöhnlichen Kreis der Wollust erschöpften Sinnlichkeit, die ebenfalls unaufhaltsame Thätigkeit eines cultivirten Verstandes bei einem verderbten Herzen; die Nothwendigkeit des Mordes zur Wiederherstellung ihres gestürzten Ansehns; man nehme in den untern Classen bei brutalen Kräften, die aufgeregte Sehnsucht nach eben solchen Gelüsten, eben solchen Lastern und Verbrechen, zu denen vorher nur Rang und Geburt berechtigten: dann ist die Erscheinung, die Aufnahme und der Einfluß solcher Bücher in dem revolutionären Frankreich kein unerklärliches Phänomen mehr.“ „Welchen Eindruck machen sie nun bei den mittlern Classen, die halb wider Willen in den Strudel der Revolution hineingerissen wurden? In jenen Schriften fanden sie zum Theil Ideen wieder, die bei der guten Gesellschaft gäng und gäbe gewesen waren, und in anerkanntem Zusammenhang mit dem Ausbruch der Revolution gestanden hatten. Aber sie fanden sie mit allen Consequenzen wieder, welche dem dogmatisirenden Unglauben zu Gebot stehn, wenn es ihm beliebt, das baufällige Gerüst der gewöhnlichen Moralsysteme zu brechen; und zugleich sahen sie diese Consequenzen durch den Fortgang der

Revolution verwirklicht. Bald wurden sie zu Tausenden von einem oder dem andern Praktiker jener Lehre verfolgt, eingekerkert, guillotiniert. In den Reden St. Justs z. B. findet sich eine materielle Analogie mit den Ideen und der Manier der Schule Justinens. So wandte sich der Abscheu gegen diese Greuel endlich auch gegen die Ideen, die damit zusammenhängen, und diese Stimmung ist jetzt (1797) die herrschende in Frankreich.“ — „In der Philosophie dans le boudoir, vom Verfasser der Justine (1797), ist ein Aufsatz, der unter dem Titel: Français, encore un effort, si vous voulez être Républicains! das System allgemeiner Zerstörung durch Loslassung aller Verbrechen predigt. Der scheinbar gründliche Ernst, mit welchem diese fürchterliche Ironie ausgeführt ist, macht sie für Menschen, deren Verstand und Empfindung so beschaffen sind, daß sie sich in dem ungeheuern Gewebe von Sophismen verirren können, zu einem zweischneidigen Schwert, so daß, indem der Royalismus gegen die Stiftung einer Republik nichts Bittereres vorbringen konnte, doch zugleich die politischen Grundsätze der berühmtesten Montagnards mit kraftvoller Wärme hier niedergezeichnet stehn. Nachdem der Verfasser, nicht ohne Veredsamkeit und Schwung, eine Apologie des Mordes auf allgemeine Naturgesetze zu gründen gesucht, geht er zu der speciellern Frage über, wie in einem kriegerischen und republikanischen Staat der Mord anzusehn sei: — Es würde äußerst gefährlich sein, eine Mißgunst auf diese Handlung zu werfen oder sie zu bestrafen; der Stolz des Republikaners fordert etwas Wildheit; wenn er weich wird, verliert er seine Kraft und wird bald unterjocht. Eine Nation, die mit republikanischer Verfassung anfängt, wird sich nur durch Tugenden erhalten, weil man nur vom Geringern zum Höhern fortschreitet; aber eine schon verdorbene Nation, welche das Joch ihrer monarchischen Regierung muthig abschüttelt, wird sich nur durch viele Verbrechen aufrecht halten, denn sie ist schon ein Verbrechen, und wenn sie vom Verbrechen zur Tugend übergehn wollte, d. h. von einem gewaltsamen Zustand zu einem sanften, so würde sie in eine Trägheit verfallen, deren Resultat bald ihr unfehlbarer Untergang sein würde.“ — Noch gefährlicher in Bezug auf ihre Wirkung fand er die Romane von Mëtis de la Bretonne, dem Balzac jener Zeit, dessen *Le coeur humain dévoilé* 1797 erschien. Es ist für das Verständniß der damaligen Bildung von Wichtigkeit, daß Schiller an diesem Buch wie an den *Liaisons dangereuses* nicht bloß ein sehr großes Interesse fand, sondern im Ganzen an der Unsitlichkeit derselben kein Arg hatte. — Huber macht (25. Juli 1797) darauf aufmerksam, wie leicht dies Buch in jungen Gemüthern den Wahn erregen könne, daß „dieses monströse Gemüth von Sentimentalität und Brutalität, von Rouerie und Niaiserie wirklich das menschliche Herz sei.“ — Ihm selbst ist das Buch ein sehr merkwürdiges Problem gewesen. „Schon die Vereinigung von platter Liebelei, gewaltthätiger Brutalität, abscheulicher Verführung und viehischer Wollust in einem und demselben Cha-

rafter ist eine sonderbare Erscheinung. Und nun vollends die durchgängig achtungsvolle, einfache, tief empfundene Anerkennung der edelsten, schönsten Weiblichkeit, von welcher hier so feine, geheime, so tief aufgegriffene, wahre und seltene Züge vorkommen, und in so großer Menge vorkommen, als in keinem andern Schriftsteller. Der Mensch ist Dummkopf, Narr, Schurke, Vieh, eins um das andere, und oft alles in Einem, und dennoch ist er gleichsam privilegiert, reinen, wahren Seelenadel in der menschlichen Natur anzuschauen, und so anzuschauen, wie man es nur im Leben und durch das Leben kann, keineswegs durch poetische Geistesanlage, die ohnedem in diesem Menschen so ganz Null oder noch viel schlimmer als Null ist.“

Indem er so in den geistigen Kern der Revolution einzudringen sucht, bewahrt er sich das freie Urtheil in Bezug auf ihre äußere Erscheinung. Einem Freund in der Schweiz, der über die herrschenden Jakobiner empört ist, schreibt er 20. September 1797: „Es find, ich gebe es zu, ausgelernte Teufel; wenn ich aber die Verwicklungen alle bedenke, so finde ich, die Menschen, welche jetzt an der Spitze der republikanischen Regierung standen, hätten ausgelernte Engel, hätten mehr als Menschen sein müssen, um auf der Bahn des Gesetzes und des Rechts die Energie zu haben, welche die Republik erhalten mußte. So menschlich gemischt, wie alles ist, ist der Grad revolutionärer Teufelei ein Ingrediens, dessen das Schicksal bedarf, um den Gang des Zeitalters zu vollenden.“ (9. Nov.) „Was alles für Gewalt, für Frevel sogar, in den Umschwung sich mischen würde, der durch die französische Revolution den Menschen bestimmt war, mußte immer mit einbegriffen sein, wenn du jenen Umschwung segnetest. Theilen sollst du gewiß nichts, was Gewalt und Frevel sein wird, ja du sollst ihm, wo es dein Beruf ist, aus aller Kraft widerstehn; aber ich tadle so sehr, als ich es bedaure, daß du den hellen, heitern Blick auf das Ganze verlierst. Die Geschichte der Vervollkommnung war auch bis jetzt in den meisten ihrer Theile nichts weniger als tröstlich, und doch hattest du bis jetzt den Gesichtspunkt der Vervollkommnung im Auge behalten.“ — „Theilt ihr nicht den Fehler der Gironde, durch welchen sie versäumte, halb aufgeklärte schwärmerische aber wohlmeinende Menschen unter ihren Gegnern schonend zurückzuführen? Tolle und boshafte Ignoranz schreit gern über Aristokratie der Bessern, aber die Bessern üben zu leicht, aus Verachtung und Abscheu gegen jene Ignoranz, wirklich eine gewisse Aristokratie, eine drückende Superiorität, und besonders Unmittheilung gegen Menschen aus, die vielleicht aus Mangel an Zuverlässigkeit, Schonung, Mittheilung von Seiten der Bessern, zwischen ihnen und jenen schwanken, jenen aber nie zufallen würden, wenn die Bessern sie mit kluger Humanität behandelten.“

Endlich griff die Revolution auch in sein Schicksal ein. Als im Herbst 1797 auch die Schweiz den revolutionären Wirren verfiel, mußte er ernstlich

auf Veränderung seines Wohnplatzes denken: er bedurfte eines regelmäßigen Verkehrs mit deutschen Buchhändlern; der Unterhalt seiner Familie beruhte auf immer neuen Unternehmungen, immer erneuten Verabredungen mit ihnen, die durch den Ausbruch des Krieges unmöglich wurden. Unter diesen Umständen traf ihn ein Antrag Cottas, mit Posselt, der den Geschäften nicht mehr ganz gewachsen war, vereint die Allgemeine Zeitung (damals „Weltkunde“ genannt) zu redigiren. Im Februar 1798 ging er nach Tübingen ab; die Familie folgte ihm nach kurzer Zeit. Seine neue Beschäftigung gewann er bald sehr lieb, indem er, um sich in den Zeitverhältnissen zu orientiren, ernsthafte historische Studien damit verband. Die Schnelligkeit, mit der er arbeitete, gewann ihm Zeit, neben dieser Lectüre noch manche andere Beschäftigung zu unternehmen. Hauptsächlich strebte er nach Objectivität: jeder Partei gleichmäßig gerecht zu sein und das Wichtige und Charakteristische scharf hervorzuheben. Freilich wurde diese Unparteilichkeit nicht selten durch die Censur gestört; wenigstens aber schwieg er, wo er nicht nach seiner Ueberzeugung reden konnte. — Ende August 1798 wurde die Zeitung durch die Regierung veranlaßt, die Redaction nach Stuttgart zu verlegen; für die Familie wieder ein harter Schlag, um so mehr, da Huber zu Anfang 1799 in eine schwere Krankheit versiel; in dieser Periode übernahm Therese die Redaction. Bald hatten sie sich in Land und Volk eingelebt, und betrachteten Schwaben als eine neue Heimath. Auch der dreißigjährige Vater (die Mutter war 1798 gestorben) erfreute sie in diesem Jahr mit seinem Besuch.

Wenn die Politik Huber vorzugsweise beschäftigte, so strebte er doch auch ernstlich danach, die Lücken seiner literarischen Kenntnisse zu ergänzen. Erst in den letzten Jahren in der Schweiz hatte er durch französische Uebersetzungen, die er zu seinem Broderwerb durchsah, einen Begriff von der griechischen Poesie erhalten, grade wie Schiller. Bei seiner Rückkehr nach Deutschland war Vossens Homer seine erste Lectüre, sodann die drei Tragiker, von Stollberg und Bothe übersetzt. „Die Wirkung, die diese Werke auf ihn machten, war unbeschreiblich; sie versetzten ihn erst in das Gebiet der Poesie.“ Der alte Heyne hatte einen ziemlich ungelehrten Schwiegersohn. — Die Allgemeine Zeitung enthielt vielfache Auszüge aus literarischen Kritiken der Franzosen, nebenbei arbeitete Huber eifrig am „Freimüthigen“ und es wirft auf seinen Charakter kein günstiges Licht, daß er seinen Ton diesem Blatt, dem Organ der Feinde Goethes und der Romantik, gar zu sehr anpaßt. So hatte er in der L. B. Goethes Mahomet und Tancréd sehr eingehend und verständig besprochen, gelobt und getadelt, was zu loben und zu tadeln war; im Freimüthigen klingt es ganz anders. Zuerst analysirt er Schillers bekanntes Gedicht: „Goethe wollte nicht, undankbar gegen die Schule Lessings, ohne welche er selbst seinen hohen Schwung nicht genommen haben würde, die todte

Nachahmung, die geistlose Regelmäßigkeit wieder aufbringen, welche einst die Wiege unserer dramatischen Kunst schwer drückte. Doch wenn über unsere tragischen Meisterstücke eine freiere Muse waltet, als über die französischen, wenn in jenen ein reicheres, innigeres Leben wohnt als in diesen, so droht dafür unserer theatralischen Kunst das entgegengesetzte Extrem der Formlosigkeit, durch welches sie endlich um den Namen einer Kunst zu kommen Gefahr laufen könnte; und damit das: anch' io son pittore! nicht gar zu vielstimmig bei uns erschallen möchte, konnte ein Eingeweihter es gerathen finden, solche Theaterstücke wieder hervorzufuchen, die wenigstens dazu gemacht sind, die Schwierigkeiten der Kunst zu bewähren. Dies wäre ungefähr in Prosa übersetzt, was uns Schiller in schönen Versen von Goethes Absicht gesagt hatte, ehe noch seine Bearbeitung Voltairescher Stücke im Publicum erschienen war. Nun sind sie da — vergebens aber sucht man darin die „zum Lied sich erhebende Sprache,“ das „Reich des Wohlklangs und der Schöne,“ das „festliche Gebiet, aus welchem der Natur nachlässig rohe Töne verbannt sind;“ vergebens sucht man alles das, wovon Schiller uns gesagt hatte, daß darum Goethe uns die Kunst des Franken wieder vor Augen brächte. Unpoetischer wurde wol nie ein Poet übersetzt, als Voltaire von Goethe, und statt aller andern Absichten, die diesem zugeschrieben worden sind, geräth man in Versuchung, ihm den göttlich erhabenen Zweck zuzutrauen, daß er durch die hölzernste und farbloseste Sprache, deren er nur immer mächtig war, Voltaire heimgeben wollte, was dieser einst mit seinen sogenannten wörtlichen Uebersetzungen an Shakespeare verbrochen hatte.“ Schlegel hatte behauptet, jedes Dichterwerk müsse im Versmaß des Originals übersetzt werden; „zum Glück besann er sich auf Goethes Mahomet, und fügte hinzu, daß Goethe seine Uebersetzung für eine Uebung der Schauspieler bestimmt habe. Wer nun das weimarische Theater kennt, mag entscheiden, ob es auf demselben Schauspieler von so schwerer Zunge gibt, daß ihnen solche Jamben etwa die nämlichen Dienste leisten, welche dem Demosthenes die Steinchen leisteten, die er in seiner Jugend bei dem Probiren seiner Reden in den Mund nahm.“ — Das ist wenigstens übertrieben und in einem höchst ungehörigen Ton gesagt. — Berühmter ist die Kritik der natürlichen Tochter (1804). — „Wir unterschreiben jedes Lob, das dem Genius gezollt worden ist, der sich hier wieder in seiner eigenthümlichen Klarheit und Ruhe offenbart hat. Stolz darf die Nation auf dieses Denkmal blicken, das den von ihr erreichten Grad poetischer Bildung auf das vollendetste darstellt. Stellt es aber, in all seiner Schönheit, dennoch nicht auch die Erschöpfung und Erkaltung dar, die seit einiger Zeit selbst an dem höchsten Schwung des deutschen Genius zu spüren ist, und nicht ohne Grund besorgen läßt, daß der Kreislauf unseres poetischen Vermögens zu schnell beschrieben worden sei, und sich nun, für den Augen-

blick wenigstens, geschlossen finde? Auf diesen Zustand unserer Literatur gründet sich die Existenz unserer heutigen (romantischen) Hyperpoeten und Hyperkritiker, und die Anziehungskraft, die ihr Unwesen für unsere angehenden guten Kräfte hat.“ — Er macht dann auf die „Erbärmlichkeit“ des „Machwerks“ aufmerksam, aus dem Goethe seine Fabel geschöpft hat (Memoiren der Prinzessin v. Bourbon-Conti, vgl. Varnhagens Denkwürdigkeiten). — „Wir mögen es nicht bergen, wir empfanden mitunter die Poesie der natürlichen Tochter ziemlich so marmorglatt und marmorkalt, wie wir uns die poetischen Säle des poetischen Herzogs und Königs in diesem Drama dachten; es mischte sich ein geheimer Schmerz in unsere Bewunderung des zierlich edlen Prunks der Rede, und dieser Schmerz ist es, den wir uns hier zu deuten versuchen.“ — Huber erinnert an Klingers Ausspruch: „Genau genommen, hören wir nicht eher auf, poetisch zu sein, als bis wir das zu begreifen suchen, was uns zu Poeten macht.“ — In früherer Zeit sei die Poesie einfach auf Nührung ausgegangen; dann habe man die Empfindung durch Geist zu veredeln gesucht: „wie aber nennt man die widerstrebende, unbehagliche Bewunderung, die unsere Meister, seitdem sie die Nührung zum Gespött machen, „durch ihre neuern Werke in Anspruch nehmen?“ — „Als Kranke erscheint die Poesie in der natürlichen Tochter, aber als eine holde, schöne Kranke. So erschien sie schon in Schillers grund- und bodenlosen Versuchen, die Ehre und das Fatum der alten Tragödie zu modernisiren. Alle diese Werke zeugen von dem ernstesten und kräftigsten Streben des deutschen Genius; darum darf uns nicht bange sein; sie lebt noch, die Poesie.“ — „Die Wirklichkeit macht nun einmal den modernen Dichter nicht; aber sich über die Wirklichkeit erheben, indem er sich in sie findet, das muß und wird er wieder lernen; er wird die Reflexion, die ihn einmal von den Dichtern des Alterthums unterscheidet, nicht mehr auf das vergebliche Geschäft, Umgebungen aus dem Nichts zu erschaffen richten; er wird die Zeit, der er in das Nichts zu entfliehn suchte, wenn es nicht anders sein kann, zurückstellen auf den rechten Punkt.“

Wo es irgend angeht, sticht er auf Goethes übertriebene Bewunderer; mit großem Behagen adoptirt er Klingers Ausspruch: „Man streute wol ehemals Goethen Weihrauch; jetzt aber erkühnen sich Knaben, ihn mit Teufelsdreck zu parfümiren. Ich würde sagen: was für einen Zauber muß Schmeichelei mit sich führen, da Goethe nicht an einem solchen Gestank erstickt? Aber ich denke zu gut von ihm, als daß ich einen Augenblick glauben sollte, er habe diesen Gestank gerochen. Wären Meister und Hermann nicht von so gutem Athem, wie würde es ihnen unter einem solchen Rauchfaß ergangen sein? Und doch glauben verständige Leute zu bemerken, ihre Farbe sei etwas blässer geworden.“

Am heftigsten geht es über die romantische Schule her (leider läßt sich Grenzboten II. 1859.

Huber auch zuweilen verführen, die Gesellen des Freimüthigen, die Merkel, Bouterweck u. s. w. ungebührlich zu loben); fast keine Recension geht vorüber, ohne der neuen „Schule“ einen Hieb zu ertheilen. Bei Gelegenheit eines neu erschienenen Buchs (Phantasien von Siegfried Schmid*), 1803) heißt es: „In jugendlichen Versuchen dieser Art pflegte sonst ein allzu sichtbares Bestreben nach Bedeutung in Charakteren und Situationen der gewöhnlichste Fehler zu sein. Diesen Fehler nun rottet die neue Schule so mit der Wurzel aus, daß ihre Zöglinge vielmehr alles Bedeutende und Besondere scheuen wie das Feuer, und ein kaltes, flaches, wesenloses Ideal von allgemeinem Roman vor Augen haben, das weder Plan noch Handlung, weder Situation noch Charaktere gestaltet. Eine allgemeine Tragödie besitzen wir nun Gottlob! für alle kommenden Zeiten zu einer schaudervollen Warnung und Belehrung, deren Symbol sie auch im gräßlichen Schlangenhaupt an ihrer Spitze trägt (Alarkos); der Genius ihres Verfassers bedurfte zu ihrer Hervorbringung keiner Selbstverleugnung.“ — Auch in der Recension über Kleists Schiffsenstein, der einzigen, die dieses Stück gebührend würdigte, hofft er: „daß es der leidigen Sekte, die durch ihre Proselytenmacherei die Blüte unserer Jugend zu vergiften droht, nie gelingen werde, den Dichter an sich zu ziehen.“ — Ein andermal spricht er wieder Klinger nach: „Der deutsche gedruckte Unsinn unterscheidet sich durch seine Originalität von allem ausländischen Unsinn; denn er grenzt durch eine krampfhafte, oder, wie seine reichen Schöpfer es lieber hören, poetische Verzerrung mehr noch an Wahnsinn als an Dummheit, obgleich er mit letzterem reichlich ausgeschmückt ist. Ich kenne wol auch englischen und französischen Unsinn; aber er ist doch immer von einer viel bescheidnern, viel prosaischern Stimmung und läßt sich meistens mit der Dummheit genügen. Das letzte Decennium des vorigen Jahrhunderts hat besonders viele dieser originellen Verückungen hervorgebracht, und nach der blühenden Jugendkraft und der Fülle des Reichthums ihrer Schöpfer zu urtheilen, werden sie uns auch hoffentlich im neu angetretenen daran nicht Mangel leiden lassen.“

Bis zum Herbst 1803 blieb Hubers Beschäftigung sich gleich, seine häusliche Lage nahm an Unannehmlichkeit zu. Da traf ihn am 8. October die Nachricht, daß die Allgemeine Zeitung untersagt und der Druck verboten sei. Schnell entschlossen wandten sich Gotta und Huber an Baiern, und schon am 9. Nov. konnte die Zeitung in Ulm mit kurfürstlich bayerischem Privilegium wieder beginnen. Zu diesem Zweck siedelte Huber nach Ulm über, Therese blieb in Stuttgart zurück, bis er 28. März 1804 ihr melden konnte, er sei als Landesdirectionsrath der bayerischen Provinz Schwaben in der Section

*) Dem „Friedberger“ Poeten Schillers von 1797.

des Schulwesens mit tausend Gulden Gehalt und einer Pension für Wittwe und Kinder angestellt, mit der ausdrücklichen Erlaubniß, die Redaction der Allgemeinen Zeitung fortzusetzen. „Allen Sündern,“ schrieb Therese jubelnd, indem sie ihre Ankunft anzeigt, „soll vergeben, und die Hölle nicht mehr sein!“ Den 15. April starb der Vater, 78 Jahr alt; die Regulirung der Erbschaft erforderte Hubers Anwesenheit in Leipzig. So sah er nun Sept. 1804 als gemachter Mann die Stadt wieder, die er vor elf Jahren unter so zweifelhaften Umständen verlassen. In Göttingen hatte er noch Gelegenheit, seinem Schwiegervater Heyne sein Schauspiel „der natürliche Sohn“ vorzulesen. In den ersten Tagen des November kehrte er zu den Seinen zurück, mit frohster Aussicht auf die Zukunft, als ihn ein plötzliches Lungenleiden überfiel; schon den 10. Dec. mußte er seine Arbeit einstellen, den 24. Dec. 1804 verschied er, vierzig Jahr und vier Monate alt. — „Hubers Tod,“ schreibt Schiller an Körner 20. Jan. 1805, „wird euch so wie auch mich sehr betroffen haben, und ich mag jetzt noch nicht gern daran denken. Wer hätte das erwartet, daß er uns zuerst verlassen mußte! Denn ob wir gleich außer Verbindung mit ihm waren, so lebte er doch nur für uns und war an zu schöne Zeiten unsers Lebens gebunden, um uns gleichgiltig zu sein. Ich bin gewiß, daß ihr jetzt auch sein großes Unrecht gegen euch gelinder beurtheilt; er hat es gewiß tief empfunden und hart geüßt.“ — Nur wenige Monate darauf starb Schiller selbst.

In Sachen des Zauberers von Rom.

Nur ungern gehen wir heute an die weitere Erörterung eines Gegenstandes, der, an sich schon unerquicklich genug, doppelt unbequem wird in einer Zeit, wo es sich um einen ganz andern Zauberer handelt als den von Rom; wo unwillkürlich die Gedanken nach einer andern Richtung hinschweifen als nach der Analyse eines schlechten Romans. Die Schuld dieser Unbequemlichkeitbürden wir aber ganz und gar dem Verfasser des genannten Romans auf. Seit einem halben Jahr haben wir den dreistesten Provocationen mit Gelassenheit zugehört, indem wir uns eine bestimmte Grenze steckten, die nun überschritten ist. Wenn sich sonst Dr. Gutzkow damit begnügte, in den ihm